

Michael Klein: Kinder und Jugendliche aus alkoholbelasteten Familien.

Sibylle Hübner-Funk



Sibylle Hübner-Funk,
Deutsches
Jugendinstitut,
München

Das Buch behandelt ein großes, menschlich bedrängendes und sozialpolitisch verdrängtes Thema: die psycho-sozialen Auswirkungen der chronischen Stressbelastungen von Kindern und Jugendlichen, deren Väter und/oder Mütter – einzeln oder zu zweit – mit ihrer Alkoholsucht zu kämpfen haben und ihnen keine emotional stabilen, förderlichen Entwicklungsbedingungen garantieren können. Es geht nicht um die direkten Folgen der elterlichen Suchtbelastung, sondern um die – mehr oder weniger ausgeprägten – *indirekten und längerfristigen* Sozialisierungseffekte des Alkoholmissbrauchs der Erziehungsberechtigten, welcher dazu beiträgt, dass die Kinder aufgrund des unkalkulierbaren, konflikthaften und oft gewaltsamen „*drunken parenting*“ an Körper, Geist und Seele dauerhaft geschädigt werden.

Der Autor des Buches, Professor für Psychologie und Psychotherapie an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen in Köln, ist ausgewiesener Fachmann auf dem Feld der Sucht- und Alkoholismusforschung und derzeitiger Präsident der Deutschen Gesellschaft für Suchtpsychologie. Bereits 1997 hat er – zusammen mit dem Facharzt Martin Zobel – den wegweisenden Beitrag „*Kinder aus alkoholbelasteten Familien*“ publiziert (in: Zeitschrift Kindheit und Entwicklung, Bd.6, 1997, H.4, S. 133-140), der die zentralen Dimensionen der *indirekten* Auswirkungen einer elterlichen Alkoholsucht auf die Entwicklungsverläufe der Kinder präzise umrissen hat. Jener Artikel endet mit dem kritischen Hinweis, in der herrschenden öffentlichen Meinung Deutschlands, die den Alkoholmissbrauch in der Familie als „reine Privatangelegenheit“ betrachte, die „mit den Kindern nichts zu tun“ habe, müsse sich noch Entscheidendes ändern.

Ob und inwieweit dieser Perspektivenwechsel inzwischen erfolgt ist, sei dahingestellt. Doch gibt es einige positive Hinweise darauf, dass u.a. der von der EU 1998 vorgelegte ländervergleichende Expertenbericht „*Alcohol Problems in the Family*“ und die von der rot-grünen Bundesregierung verabschiedete Liste der „*Eckpunkte zur Verbesserung der Situation von Kindern aus suchtblasteten Familien*“ die öffentliche „awareness“ für die riskanten Problemlagen der Kin-

Michael Klein:
Kinder und
Jugendliche aus
alkoholbelasteten
Familien. Stand der
Forschung,
Situations- und
Merkmalsanalyse,
Konsequenzen.
Regensburg: S.
Roderer Verlag
(Schriftenreihe
Angewandte
Suchtforschung,
Bd.1)
ISBN 3-89783-522-3

der von alkoholabhängigen Eltern erhöht haben. Ohne jene deutlichen Akzentsetzungen wäre das Engagement des Bundesministeriums für Gesundheit und Soziale Sicherung (BMGS) wohl kaum zu erklären, das im Dezember 2003 die inter-disziplinäre Fachtagung „*Familiengeheimnisse – wenn Eltern suchtkrank sind und die Kinder leiden*“ durchgeführt und seit 2001 die mehrjährige Studie des Autors finanziert hat.

Der rund 200-seitige Endbericht, um den es hier geht, wurde als erster Band der neuen – vom Autor selbst herausgegebenen – Reihe „*Angewandte Suchtforschung*“ publiziert. Er stellt die autorisierte Variante des Projektabschlussberichts dar, worauf sowohl seine systematische Struktur als auch die z.T. exklusiv wirkende (medizinische) Terminologie hindeuten. Die ihm zugrunde liegende Studie war vom Design her auf eine *wichtige Innovation* angelegt: die fragliche Population der Minderjährigen, die aus dem „Dunkelfeld“ des staatlich geschützten privaten Familienlebens zu ermitteln war, sollte – erstmals in Deutschland (!) – aus der Gesamtheit der geschätzten 2,65 Millionen Betroffenen (zwischen 11 und 18 Jahren) durch systematisches „*Screening*“ in einschlägigen Sekundarschulen als „*Community-Stichprobe*“ gewonnen werden und nicht – wie sonst üblich – durch Rückfragen bei einschlägigen Einrichtungen des Alkoholzugs, in denen ein Elternteil behandelt wurde. Die gewählte Stichprobe betraf rund 4.000 minderjährige SchülerInnen der Klassen 6-9 aus Sekundarschulen (und Heimen) des Landes NRW (und einigen Schulen Bayerns). Nur anhand ihrer eigenen Antworten auf die vom Projektleiter vorgelegte Testbatterie, die sie in einigen Schulstunden ausgefüllt haben, sind sie gezielt als „Kinder von Alkoholikern“ ermittelt und dann für die eigentlichen Interviews (über 34 relevante Themenbereiche) als Befragte gewonnen worden.

Von den ursprünglich in die Erhebung einbezogenen Schülern und Schülerinnen blieben aufgrund dieser auf *Selbstidentifikation* zielenden Auswahl letztlich nur 251 Kinder von Alkoholikereltern übrig. Quantitativ betrachtet, stellen innerhalb dieser Gruppe die Kinder von „*unbehandelten*“ alkoholkranken Vätern und/oder Müttern das Gros der Betroffenen und zugleich die Gruppe mit dem höchsten Entwicklungsrisiko dar. Diese Gruppe steht im Fokus der theoretischen und pädagogischen Aufmerksamkeit der Studie. Denn die systematische Identifizierung und praktische Erreichbarkeit solcher KvA war bislang eine *Zugangsbarriere* für die Suchtforschung, da die Betroffenen manche Beschönigungs- und Leugnungsstrategie des Alkoholmissbrauchs ihrer Väter und/oder Mütter – zum Schutz des eigenen Familiensystems – anzuwenden pflegten und nur schwer ausfindig zu machen waren. Auch in der vorliegenden Studie konnte die Zuweisung der Befragten in die richtige Untergruppe meist erst „*post hoc*“, d.h. nach der Durchführung der (2- bis 6-stündigen) Interviews erfolgen.

Umso mehr beeindruckt die Fülle und Differenziertheit der Datenanalyse, die der Bericht in Bezug auf die KvA-Gruppe mit „*unbehandelten*“ Eltern im Vergleich zu ihren Kontrollgruppen (a) der gleichaltrigen Kinder von (medizinisch) „behandelten“ Alkoholikereltern sowie (b) von Nichtalkoholiker-Elternhäusern ausbreitet. Die empirische Basis der gezogenen Vergleiche ist allerdings für weitergehende statistische Schlussfolgerungen nicht groß genug und überdies regional begrenzt. Insofern können die Daten letztlich nur der Hypo-

thesengewinnung für künftige, qualitativ vertiefende oder längsschnittlich erweiterte Erhebungen dienen.

Die systematisch „gescreente“ Untersuchungspopulation (im Durchschnittsalter von 13,7 Jahren) weist neben dem Hauptkriterium der *nicht behandelten* elterlichen Alkoholsucht die Besonderheit auf, dass sie zu 2/3 aus *weiblichen* Jugendlichen bestand. Diese hatten überwiegend *Väter*, die alkoholsüchtig und meist auch arbeitslos waren. Die befragten Mädchen gaben an, unter affektiven und expressiven Störungen zu leiden und identifizierten sich stark mit ihren „co-abhängigen“ Müttern, deren Situation sie zu verbessern und abzustützen suchten. Grosse Hilflosigkeit, gepaart mit Kontrollverlust und Schuldgefühlen, haben bei ihnen zum Grundgefühl des fehlenden Selbstwerts und des Ausgeliefertseins an ein „fremdbestimmtes“ Familienleben geführt. Als besonders nachteilig erwiesen sich vor allem „co-morbide“, d.h. neben dem Alkoholismus mit weiteren Krankheiten belastete Familienverhältnisse.

Zusammenfassend konstatiert Klein klipp und klar, „dass die KvA-Familie die adäquate psychosoziale Entwicklung ihrer einzelnen Mitglieder nicht garantieren“ könne, da sie zu wenig Sicherheit und Autonomie für jeden Einzelnen bereit halte und die überfälligen suchtbetragenen Veränderungen nur mühsam bewältige (S.166). Diese Aussage bezieht sich nicht nur auf die Kinder, sondern auch auf die suchtbetragten Eltern. In der vorliegenden Studie sind diese Mütter und Väter allerdings (aus finanziellen Gründen) leider *nicht befragt* worden, obwohl dies eigentlich vorgesehen war und auch systematisch erforderlich gewesen wäre.

Denn gerade die *co-abhängigen Mütter* sind eine extrem belastete und von der deutschen Familien- und Gesundheitsforschung vernachlässigte Problemgruppe. Sie haben die alkoholbedingten Kontrollverluste des Ehemannes und Vaters nicht nur zu kompensieren, sondern ihren Kindern auch eine gewisse erzieherische Stabilität zu bieten. Die Tatsache, dass die meisten dieser Mütter selbst erwachsene Kinder von „*unbehandelten*“ Alkoholikern, d.h. aus ihrer eigenen Kindheit einschlägig vorgeschädigt sind, ist zwar aus den bestürzenden Selbstzeugnissen der „*Adult Children of Alcoholics*“ (ACoA) in den USA schon lange bekannt, doch in Deutschland noch immer nicht als grundlegendes Faktum akzeptiert. Die irritierende soziale *Weitervererbung bzw. Transmission* der Alkoholsucht, die seit langem – auch in Form von Familienromanen und -dramen – dokumentiert ist, hat nicht nur die Abhängigen selbst zum Opfer, sondern auch deren co-abhängige PartnerInnen, die sich mit ihnen symbiotisch verstricken, weil sie sich zutrauen, das suchtbetragte Familienchaos kontrollieren zu können, von dem sie schon als Kinder in Mitleidenschaft gezogen worden sind.

Bei dem genannten Problemkomplex geht es also letztlich um die Erschließung und Durchbrechung des gefährlichen „*circulus vitiosus*“ der Alkoholsucht, der alle in ihn einbezogenen Mitglieder – gleich welchen Alters und welchen Geschlechts – emotional, psychisch und physisch ausbeutet und potentiell ruiniert. Um ihn weiter zu entschlüsseln, sind – gemäß Klein – nicht nur mehr *alters- und geschlechtsspezifisch* differenzierte Studien erforderlich, sondern auch Untersuchungen, in denen die Art der (unzureichenden) Ausfüllung der Elternrollen jeweils mit dem Geschwisterstatus und Geschlecht der betroffenen Kinder in Beziehung gesetzt wird. Auf diese Weise könnten u.U. die sozialen Bedin-

gungen für die Entwicklung von psycho-sozialen Resilienzfaktoren in der kindlichen Entwicklung ausfindig gemacht werden.

Im Blick auf die Schwerpunktsetzungen der *präventiven öffentlichen Gesundheitsvorsorge* in Deutschland weist der Autor nachdrücklich darauf hin, dass es sich bei den KvA „um die größte bekannte Risikogruppe hinsichtlich *eigener* Suchtgefährdung“ handle, d.h. keinesfalls um eine „zu vernachlässigende Kleingruppe“ (S.186). Die Öffentlichkeitsarbeit zum Thema „*Sucht und Familie*“ müsse daher erheblich verstärkt werden. Nur durch eine intensive Sensibilisierung der Institutionen und kontinuierliche Weiterbildung der MitarbeiterInnen der Familien- und Jugendhilfe (in Kooperation mit der bestehenden Suchthilfe) sei die „Etablierung und Akzeptanz frühinterventiver Maßnahmen zum Wohle von Kindern von Alkoholikern und ihren Familien“ überhaupt erzielbar (S.187). Überfällig sei hier vor allem die Errichtung spezifischer Fach- und Koordinationsstellen.

Klein selbst hat im Rahmen seines „Forschungsschwerpunkts Sucht“ an der Katholischen Fachhochschule NRW unter der Internetadresse www.kidkit.de interaktive Angebote für Kinder von Suchtkranken platziert. Auf diese neue Methode des „e-counseling“ setzt er große Hoffnungen, da sie mittels Selbsthilfe auch noch im „Dunkelfeld“ zu funktionieren vermag. Auf jeden Fall aber sei es erforderlich und wünschenswert, ein entsprechendes „Basisprogramm“ für die betroffenen Kinder und Jugendlichen „bundesweit vorzuhalten und anzubieten“ (S.200).

Fazit: Die genannte Studie verdient es durchaus, aufgrund ihres innovativen methodischen Ansatzes und der Fülle der empirisch gewonnenen Hypothesen und aus ihnen abgeleiteten Empfehlungen in der breiteren Öffentlichkeit eine angemessene Resonanz zu finden. Angesichts der Akribie, mit der die Untersuchung durchgeführt wurde und des Engagements, mit dem die gewonnenen Daten dargestellt und auf ihre Praxisrelevanz evaluiert werden, wirkt ihre „Abgeschlossenheit“ aber leider wie ein Handicap. Der Text erschließt sich fachfremden LeserInnen nur mühsam, weil er zu viel fachliches und sprachliches Know-How aus der Suchtforschung voraussetzt. Die in dem Buch präsentierten und diskutierten Daten und Empfehlungen hätten es aber verdient, eine breitere Öffentlichkeit in Deutschland – insbesondere die verdeckte Gruppe der „erwachsenen Kinder von Alkoholikern“ (EKvA) – zu erreichen und ggf. für gezielte Interventionsmaßnahmen zu mobilisieren. Eine sprachlich eingängigere und sachlich anschaulichere Präsentation, in der z.B. neben den statistischen Auswertungen auch emotional „fesselnde“ Aussagen der jungen Befragten wiedergegeben würden, könnte m.E. einen solchen Brückenschlag zur Öffentlichkeit besser leisten als das trotz allem Engagement etwas distanziert wirkende Buch.

Heinz Reinders: Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen.

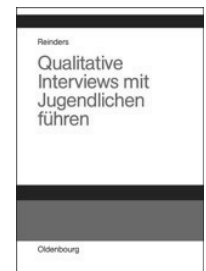
Dagmar Hoffmann



Dr. Dagmar Hoffmann,
Hochschule für Film
und Fernsehen,
Potsdam-Babelsberg

Methodenlehrbücher gelten allgemein als wichtig und notwendig – was sie in der Regel auch sind, aber meist eben auch als anstrengend und langweilig. Bei dem vorliegenden Buch ist Letzteres absolut nicht der Fall. Auf unterhaltsame Weise wird von Heinz *Reinders* der Versuch unternommen, vor allem Studierenden den Spaß und die Freude an der qualitativen Forschung zu vermitteln. *Reinders* Begeisterung für seine Arbeit ist ehrlich und glaubwürdig, weshalb mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden kann, dass der Autor auch das erreichen wird, was er sich zum Ziel gesetzt hat: Forschende in ihrem Vorhaben nicht nur zu motivieren und zu unterstützen, sondern auch dafür zu sorgen, dass sie sich adäquat auf die Zielgruppe der Jugendlichen einlassen und dass ihre Interviews den wesentlichen sozialwissenschaftlichen Qualitätskriterien gerecht werden können. Mit Erklärungen und Anekdoten, mit vielen Beispielen aus seiner langjährigen Forschungspraxis, mit Schaukästen, die Hintergrundinformationen, Merksätze und Empfehlungen für weiterführende Literatur liefern, und nicht zuletzt mit Witz und Humor wird der Leser mit der Forschungsmethode der qualitativen Interviews und deren Anwendung vertraut gemacht. Wertvoll und hilfreich zum strukturierten (bzw. zeitökonomischen) Lesen des Buches sind die am Ende eines jeden Unterkapitels zuverlässig dargestellten Zusammenfassungen. Obwohl das Buch gut gegliedert und strukturiert ist, wünscht man sich allerdings das für Methodenlehrbücher obligatorische Schlagwortregister am Ende des Buches. Abgesehen von dieser vielleicht etwas kleinlich anmutenden Kritik hat *Reinders* einen sehr ausführlichen und komplexen Leitfaden zur Durchführung qualitativer Interviews verfasst, welcher in der Form sicherlich seinesgleichen erst finden muss.

Das Buch gliedert sich in vier Teile: Nach Vorwort (Kap.1) und Einleitung (Kap.2) werden im ersten inhaltlich bedeutsamen Kapitel (3.) auf 49 Seiten die Grundlagen qualitativer Forschung komprimiert beschrieben. Der Autor verweist auf den theoretisch-methodologischen Bezugsrahmen, der der heutigen qualitativen Forschung zugrunde liegt, wobei er sich im Wesentlichen auf das Paradigma des Symbolischen Interaktionismus in der Tradition von George H. *Mead* und Herbert *Blumer* bezieht. Folgt man dieser soziologischen Perspektive,



Heinz Reinders
2005. Qualitative
Interviews mit
Jugendlichen
führen. Ein
Leitfaden. München
und Wien:
R. Oldenbourg,
287 Seiten, 29,80 €,
ISBN 3-498-5737-5

so ergeben sich daraus folgende Maximen für die Forschungspraxis: 1. die Offenheit gegenüber Unerwartetem; 2. das prozesshafte Erfassen veränderbarer Konstruktionen von sozialer Realität und 3. die funktionale Kommunikation zwischen Interviewer und Interviewtem. Im Weiteren wird dem Forschungsinteressierten der Ablauf des Forschungsprozesses erklärt mit dem Hinweis, dass qualitative Forschung sich kaum verbindlich planen lässt und selten linear verläuft. Dennoch ist ein Forschungsdesign nützlich, das die zur Verfügung stehenden personalen und finanziellen Ressourcen eruiert und Stichprobe, Erhebungsmethode, Zeitrahmen und Auswertungsmethode festschreibt. Beispielhafte Fragestellungen und Studien qualitativer Jugendforschung, die *Reinders* (mit-) initiiert hat, werden im darauf folgenden Kapitel (4.) vorgestellt. Grob gefasst geht es um sehr verschiedene Entwicklungsbereiche von Jugendlichen z.B. um deren Sozialraumnutzung, Arbeits- und Zukunftsorientierung, des Weiteren um das jugendtypische Aushandeln von Entwicklungsnormen. Zudem hat sich *Reinders* mit der Leistungsorientierung und Lernmotivation von Jugendlichen beschäftigt sowie mit den Besonderheiten interethnischer Freundschaften im Jugendalter.

Auf den nächsten 85 Seiten (Kap. 5) wird dem Forschungsinteressierten nun sehr detailliert die Organisation des Forschungsprozesses mit allen – auch den kleinsten – Planungsschritten geschildert. Da die Entscheidung darüber, welche Form von Interview man durchführen möchte, unabdingbar ist, kommt auch *Reinders* nicht umhin, zunächst die Grundprinzipien aller bekannten Interviewvarianten zu erklären. Er konzentriert sich besonders auf das narrative, das fokussierte und das problemzentrierte Interview. Den verschiedenen Verfahren zur Stichprobenziehung mit allen Vor- und Nachteilen räumt er viel Platz ein. Nicht zuletzt gehört zur Planungsphase auch die Erstellung des Interview-Leitfadens, der im Prinzip phasenspezifisch (Einstieg, Warm-Up, Sondierung, Ad-hoc-Fragen, Ausklang) und in sich logisch aufgebaut sein sollte, aber mit dem auch je nach den Erfordernissen in der jeweiligen Interviewsituation flexibel umgegangen werden sollte. Da die Planungsphase dem Autor offensichtlich sehr wichtig ist, werden sämtliche Optionen und Eventualitäten für die Interviewsituation theoretisch durchgespielt, wobei die soziale Rolle und Position des Forschenden hier nicht weiter diskutiert wird. So bleibt zunächst offen, welche Bedeutung Alter, Geschlecht und Bildung sowie auch der jeweilige Habitus des Interviewers im Hinblick auf die Kommunikation und Interaktion mit dem Interviewpartner haben kann. Zwar lässt sich Alter und Geschlecht des Interviewers weder ändern noch leugnen, aber es ist erwiesen, dass diese Faktoren bei bestimmten Fragestellungen das Antwortverhalten der jungen Interviewpartner maßgeblich beeinflussen können z.B. wenn es um Themen wie Liebe und Sexualität geht. Auf diese Problematik geht der Autor erst im Kapitel zur Durchführungsphase (6.) ein, wo er auf die Asymmetrie der Gesprächspartner hinweist und retrospektiv geschlechtliche Kombinationen vor allem im Hinblick auf die Interviewlänge und Informationsdichte bewertet. Insgesamt etwas zu kurz kommt die Betonung der Notwendigkeit einer Introspektion (Selbstbeobachtung und -beschreibung) des Interviewers, die immer sinnvoll ist und im Nachhinein oftmals Aufschluss darüber gibt, warum ein Interview erfolgreich oder wenig ertragreich verlaufen ist. Ansonsten verweist *Reinders* bei der Beschreibung der

Durchführungsphase auf alle möglichen Risiken, die das Interview schmälern können, wobei nicht zu unrecht die Befürchtung besteht (S. 246), dass dies Forschende eventuell in ihrem Vorhaben entmutigen könnte, was eigentlich nicht seine Absicht ist. Erfahrungsgemäß wollen Studierende immer den Idealfall beschrieben haben, doch hier werden ihnen auch in aller Deutlichkeit die Grenzen und Probleme eines qualitativen Interviews aufgezeigt. Das Buch endet mit praktischen Tipps für die Transkription des Interviews, wobei der Leser mit der Auswertung des transkribierten Materials leider allein gelassen wird bzw. sich dazu woanders schlau machen muss. Den Verzicht auf ein Kapitel zur Auswertung begründet *Reinders* damit, dass die Auswertung von Interviews mit Jugendlichen sich kaum von der mit anderen Bevölkerungsgruppen unterscheiden wird.

Insgesamt besteht der Eindruck, dass das vorliegende Werk vor allem aufgrund seiner Ansprache genau die Leserschaft erreichen wird, die der Autor auch ansprechen will, nämlich Studierende, Diplomanden oder Forschungsinteressierte, die bislang keine Erfahrungen auf dem Gebiet der qualitativen Interviews haben. Langjährig qualitativ Forschende, die universitär in die Lehre eingebunden sind, werden für den Leitfaden dankbar sein, den sie jedem Interessierten getrost als Einführungslektüre empfehlen können. Sie werden sich bei dem ein oder anderen von den unzähligen Beispielen an ihre eigene Arbeit erinnert fühlen. Ihnen dient das Buch also eher zur unterhaltenden Selbstreflexion und weniger zur entscheidenden, neuen Erkenntnisgewinnung.

Die Autoren dieser Ausgabe